

**31. Jhg. SEPTEMBER 2022 Nr. 9 (406)**

# **MASURISCHE STORCHENPOST**



**Dystrophischer See, bekannt als der Teufelssee in Krutyńia.**

**Foto: Waldemar Bzura**



**Heiligelinde. “Perle des Barocks” in Masuren. Erbaut 1687/1693 von Georg Ertly (geboren in Tirol),  
Prächtige Wandmalereien von Matthias Meyer, Orgel von 1721, von Josua Mosengels. Umbau 1905,  
Hauptaltar von K. Peuker, 1712/1714.**

# **Karol Mallek: „Über unser Kruttinnen“**

## **1. Der Name des Dorfes und des Flusses**

(...) Der Name des Dorfes wurde durch die Hauptkommission für Namensgebung auf Kruttinnen festgelegt. Dieser Name wurde nach wissenschaftlichen Quellen vom Fluss entlehnt, der den offiziellen Namen Kruttinna trägt. Das Dorf trägt demnach den Namen Kruttinnen, und der Fluss den Namen Kruttinna. „Kruttinna“ bedeutet „reißender und verschlungener Fluss“ (...). Sie ist der bedeutendste Zufluss der Masurischen Seenplatte. Der Fluss verbindet etwa 50 Seen in den Landkreisen Sensburg und Ortelsburg und nimmt auf den einzelnen Abschnitten verschiedene Namen an. Für ihren Quellbach hält man den „Kallencziner Bach“, der in den Rheinsweinsee mündet. Der weitere Verlauf des Flusses durchfließt unter dem Namen „Babant“ den Großen und den Kleinen Babantsee und ergießt sich in den Großen Sixdroj See, nimmt dort den Namen „Sixdrojer Fluss“ und danach „Puppener Fluss“ an, und erst ab den Kruttinner Seen, direkt im Wald, 2 km vom Dorf Kruttinnen, nimmt er seinen eigentlichen Namen an – Kruttinna, und schließlich auf dem letzten Abschnitt, unterhalb des Gartener Sees – „Schwarzer Fluss“ oder „Isnothen“. So verstanden hat die Kruttinna eine Länge von ungefähr 70 km, und vom letzten Kruttinner See beim so genannten „Rasen“ („Murawa“) bis zum Beldahnsee – gerade einmal 30 km. Die Kruttinna verbindet zahlreiche Seen in einer schönen Kajakstrecke vom Ort Sorquitten bis nach Nikolajken. Diese Strecke gehört zu den schönsten und populärsten Kajakstrecken, und am wundervollsten ist der Abschnitt von der Schleuse des Muckersees bis zum Dorf Kruttinnen. Man fährt wie im Märchen in den

Wäldern der majestätischen Johannisburger Heide, der größten Heide in Polen, wo Fragmente von Urwald erhalten sind, mit Eichen, die ihre Äste ausgebreitet haben, himmelhohen Fichten und Lärchen, leuchtend blauen Hainbuchen und weißen Birken in einem reichen Unterholz von Sträuchern.

Die ufernahen Bäume der Kruttinna begrüßen die Touristen mit ihrer gebeugten Verneigung und schaffen dabei mit ihren Kronen etwas in der Art eines königlichen Baldachins, unter dem in der reißenden Strömung des Flusses die Kajakfahrer fahren und die Schönheit dieses entzückenden masurischen Flusses bewundern, der dem heiligen Fluss Ganges in Indien ähnlich ist. Daher nennen alte Masuren ihn manchmal „masurischer Ganges“.

„War nicht auf der Kruttinna gefahren ist, der war nicht in Masuren“, sagen die ständigen Einwohner (...)

## **2. Ein wenig aus der Geschichte des Dorfes**

An diesem märchenhaften Fluss Kruttinna liegt das Dorf Kruttinnen. Die Anfänge dieses Ortes reichen in ferne Zeiten zurück. Er entstand zur Zeit der Herrschaft des Hochmeisters des Deutschen Ordens Friedrich von Sachsen etwa im Jahr 1500 als Jagdhaus in der Heide. Das Jagdhaus wurde später zu einem Jagdschlösschen umgebaut, in dem im Jahr 1527, während der im Herzogtum in Preußen herrschenden Pest, Herzog Albrecht, der Neffe des polnischen Königs Sigismund I., Schutz suchte. Danach weilte in diesem Schlösschen mehrmals Kurfürst Georg Wilhelm in den Jahren 1620, 1621, 1627 und 1629, im Zeitraum des auch in Brandenburg ausgetragenen Dreißigjährigen Kriegs. Ab dem Jahr 1651 war das Schlösschen Sitz des Oberförsters, zu dessen

Funktion die Beaufsichtigung aller Wälder im Bereich des Kreises Seehesten, heute Sensburg, gehörte.

In dieser Zeit verstärkte sich die intensive Nutzung der Heide. Damals entstanden zahlreiche Teerbrennereien und Kaliumhütten. Neben dem Sitz des Oberförsters begann eine kleine Siedlung zu entstehen, die genau von diesen Teerbrennern, Holzfällern, Sägern und anderen Waldarbeitern bewohnt wurde. Diese Menschen, die sich auf die Nutzung von Wäldern verstanden, kamen aus Masowien, aus der Gegend von Ostrolenka, Lomscha und anderen Orten. Im Jahr 1751 wurde der Geigenbauer Grzegorzewski mit der Gründung einer Glashütte an der Kruttinna beauftragt. Man nannte sie „Kruttinner Glashütte“, die den Anfang des Dorfs Alt Ukta darstellte. Nach dem Tod von Grzegorzewski übernahm die Hütte im Jahr 1756 Andrzej Uklanski. Von ihm kommt der Name des Dorfs Alt Ukta.

Die Siedlung Kruttinnen zählte im Jahr 1782 sechzehn Herdfeuer. In der Nähe der Siedlung existierte damals die Kruttinner Gastwirtschaft mit einem Herdfeuer, weiter flussabwärts Kruttinnerofen mit drei Herdfeuern. Im Jahr 1818 zählte die Siedlung Kruttinnen bereits 27 Herdfeuer und 151 Einwohner, Kruttinnerofen hatte 7 Herdfeuer und 33 Einwohner, und Kruttinner Glashütte, das spätere Alt Ukta – 30 Herdfeuer und 299 Einwohner. Alle genannten Dörfer wurden später unter der Forstverwaltung aufgeteilt und als eigenständige Gemeinden anerkannt. Kruttinnen und Kruttinnerofen im Jahr 1874, Alt Ukta und Neu Ukta ein wenig früher, 1860. Im Jahr 1818 wurde das Landratsamt in Seehesten aufgehoben und nach Sensburg, dem heutigen Mrągowo, verlegt. Seither gehört Kruttinnen zu diesem Landkreis.

### **3. Kruttinner Klima**

Kruttinnen ist berühmt wegen seines Mikroklimas, erfüllt mit Sauerstoff, Harz und etwas Jod. Es liegt im westlichen Teil der Johannisburger Heide, von allen Seiten umgeben von schönen Wäldern und blauen Seen. Die Wälder sind gemischt, es überwiegen jedoch Nadelbäume, die gelegentlich über 50 Meter Höhe erreichen, an der Spitze die königliche Fichte und die königliche Eiche am Muckersee im Reservat Sakrent bei Hirschen. Die Kruttinner Luft ist immer noch sauber und frisch, von nichts verunreinigt. Winde wehen hier selten, denn das Dorf liegt in einer ruhigen Waldmulde. Kruttinnen hat sandigen, durchlässigen Boden. Regen, der in der Regel eine Seltenheit ist, kann jeden Tag fallen und in der Nacht zwei Mal, und in Kruttinnen ist es trocken, sagen die Menschen. Kranke an Tuberkulose findet man überhaupt nicht, denn die saubere Wald-Harz-Luft tötet sämtliche Keime. Das Wasser ist hart, das heißt von hartem See- oder Flussuntergrund. Lästige Mücken erscheinen ausschließlich in einem sehr trockenen, stillen und heißen Mai, und danach zeigen sie sich nur einzeln. Auf dieses Kruttinner Mikroklima wurde in der Vergangenheit die deutsche Verwaltung aufmerksam und wählten das Dorf zu einem Kurort. (...).

Karol Małłek, Wspomnienia (rękopis)

## Ursprung und Lebensraum

Von Ernst Wiechert

(Aus: Wälder und Menschen, Eine Jugend)

Ich kann nicht bei den Wurzeln meines Geschlechts beginnen und mich als die Krone unseres Lebensbaumes betrachten, denn ich weiß wenig von unsren Vorfahren. Meinen Großvater gleichen Namens habe ich nie gekannt. Ich weiß von ihm nur, daß er in der Johannisburger Heide lebte, in einem Dorf, dessen Name viele Geheimnisse für mich enthielt; daß er ein einfaches bürgerliches Amt bekleidete und von meiner Mutter als ein »sehr ordentlicher« Mann hoch geachtet wurde; und daß der eigentliche Inhalt seines Lebens in den großen Wasserjagden gelegen zu haben scheint, die er gepachtet hatte und auf deren Inseln und Rohrkämpfen mein Vater den größten, sicherlich aber den schönsten Teil seiner Jugend verlebt haben muß.

An meine Großmutter habe ich eine dunkle und wenig freundliche Erinnerung als an eine schwarz gekleidete magere und hoch gewachsene Frau. Wahrscheinlich hat sie mir niemals etwas zuleide getan, sondern mich herzlich geliebt aber die Wortkargheit, die in unserem Geschlecht zu Hause ist, hat wohl bewirkt, daß ich sie für streng und unfreundlich hielt, während sie dem Kinde doch nur die Erfahrung voraushatte, daß Schweigen nicht Silber, sondern Gold ist. Sie ist über neunzig Jahre alt geworden, und ich glaube, daß die Erde ihr leichter geworden ist als das Leben.

Von den Eltern meiner Mutter habe ich nur ihren Vater gekannt. Sein Familienname war französischen Ursprungs, und ich schließe

nicht nur daraus und aus seinem dunklen Haar, daß hier ein fremdes Blut durch viele Schicksale seinen Weg in unsre masurische Verslossenheit gefunden hat.

Er besaß einen alten Hof, mit dem eine Gastwirtschaft verbunden war, und muß ein Mann von hoher Rechtlichkeit gewesen sein, die er nicht nur seinen Kindern, sondern auch seinen Enkelkindern vererbt zu haben scheint. Er lebte in Cruttinnen, einem kleinen Dorf zwischen unendlichen Wäldern und am Ufer des durch seine Schönheit berühmten Cruttinnenflusses, und durch viele Jahre meines Lebens ist dieser Ort mir als der Inbegriff des Herrlichen, des Abenteuers und der zauberischen Verslossenheit erschienen.

Wahrscheinlich enthielt er von allen diesen Dingen nicht mehr als andre Walddörfer meiner Heimat, aber nirgends auf der Welt gab es so viele Seen und Moore, so viele Reiher und Adler, so viele Jäger mit wunderbar schimmernden Büchsen, so viele uralte Eichen und so viele süße Himbeeren wie auf der zweistündigen Wagenfahrt von unsrem Forsthaus nach dem großelterlichen Hause. Da zog hoch über unsrem Wagen der Fischadler zu seinem Horst, der aus unsrem See die Hechte holte und bei dessen schwermütigem Schrei in meiner Brust vielleicht zum erstemal sich das rührte, was ich das »Unnennbare« hieß.

Da lag zur Linken das dunkle Waldgewässer, dessen Tiefe nicht zu messen sein sollte und dessen Fischnutzung uns gehörte. Dort horstete der Schreiadler und dort standen auf unbetretbaren Wiesen die ersten Kraniche, die ich jemals sah. Da schimmerte dann aus finsternen Wäldern der See, bei dessen Anblick ich jedesmal mit klopfendem Herzen lauschte, ob ich nicht die Glocken hören



würde, die in ihm versunken sein sollten.

Und dann neigte der Weg sich zur Morawa, einer Graslichtung unter alten Eichen, wo die dunkle Seenkette begann, die bis zum riesigen Muckersee lief, und wo aus dem schwarzen Moorwasser der Seen wie ein Wunder die klare, bewegte und durchsichtige Flut des Cruttinnenflusses entsprang, lautlos strömend, von grauen Holzsteigen überspannt, vom schimmernden Blitz des Eisvogels durchzuckt, von hängenden Wäldern überdacht, aus denen der Ruf der Adler sich klagend hob.

Meine Großmutter muß früh gestorben sein, denn ich habe sie nie gesehen, aber in der Erinnerung ihrer fünf Kinder hat sie lange gelebt, und wahrscheinlich mehr durch die Güte eines reinen Herzens als durch Strenge oder Schönheit. Sie stammte aus einer Familie, die in ganz Masuren weit verbreitet war und in einzelnen Mitgliedern bis tief nach Polen und Rußland reichte, bis der letzte große polnische Aufstand viele von ihnen ins Elend brachte.

Mein Großvater heiratete dann ein paar Jahre später ein zweites Mal, und dadurch wurden wir mit einer Familie verbunden, die sicherlich, nicht nur ihrem Namen nach, polnischen Ursprungs war. Und so kann ich, auch mit bescheidener Phantasie, mir denken, daß germanisches, slawisches und romanisches Blut sich in mir vereinigt hat, wie ja im Süden meiner Heimatprovinz die Völkerstämme seit Jahrhunderten durcheinander geflutet sind und jahrhundertlang an dem Gesicht der Nachgeborenen geformt haben, so daß niemand mehr das Gesicht des Ursprungs zu erkennen vermag. Doch stammt mein Vater aus eineng großgewachsenen, blonden Geschlecht, und auch unser Name ist entweder vom althochdeutschen *fiuhirti* < - der Viehhirt - abzuleiten oder, sehr viel wahrscheinlicher, von *>wichart*<, das ist der Kampfeshearte,

was mir beides als ein ehrenvoller Ursprung erscheinen will. Am Rande meiner Erinnerung erscheint schließlich noch eine dritte Familie als ein blutsverwandter Zweig, die meiner Heimat viele tüchtige Lehrer geschenkt hat, die ohne Zweifel litauischen Ursprungs war und die mich durch ihr hervorragendstes Mitglied, meine Tante Veronika, von Kind an mit der Fülle der Märchen, Sagen und Geschichten beschenkt hat, die von jeher ein Merkmal dieses Volksstammes gewesen sind.

Und dies ist nun alles, was ich von meinem dunklen Ursprung zu sagen weiß. Vielleicht sind diejenigen glücklicher, die den Weg ihres Blutes zurückverfolgen können bis in Jahrhunderte, in denen Sage und Geschichte einander schon die Hand reichen, und es mag wohl Sicherheit und Stolz eines Menschen erhöht werden, wenn er weiß, daß eine seiner Urahnen als Hexe verbrannt worden ist, daß einer seiner Vorfahren auf dem Schafott geendet hat, nachdem er im Bauernkrieg mit dem Morgenstern das Seinige getan hatte, oder auch daß einer ein Gemeindegewesen zur Blüte geführt oder in schwerer Stunde neben seinem König gestanden hat. Aber wenn mich einmal verlangt hat, den Spuren meiner Ahnen nachzuforschen, so hat mich noch jedesmal eine dunkle Scheu befallen, den Frieden der Toten zu stören, und ich habe es genug sein lassen an der schmalen Lichtung, bis zu der die erste Erinnerung mich führt, eine Lichtung, auf der meine Eltern stehen und um die der unendliche Wald meiner Heimat sich schweigend aufhebt. Und vielleicht gelingt es mir, aus diesen drei Quellen mein Leben abzuleiten.

Mein Großvater hatte einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn empfing auf dem Gymnasium einer Kleinstadt eine gute Schulbildung, wurde Kaufmann und hat es bis zum Prokuristen einer

sehr angesehenen Handlung in Königsberg gebracht. Er war somit gleichsam der erste »Abtrünnige« eines Geschlechtes, das den Bezirk seines Lebens in der alten Ordnung von Wald und Feld erblickte.

Die Töchter aber heirateten alle in die »grüne Farbe«, wie man bei uns zulande sagt, das heißt, sie wurden Försterfrauen. Mein Vater muß, nachdem er bei den Jägern gedient und ein Jahr im Elsaß verbracht hatte, gegen Anfang der achtziger Jahre nach Cruttinnen gekommen sein. Dort heiratete er meine Mutter und bekam eine Forstaufseherstelle im Norden der Provinz, wo mein älterer Bruder im nächsten Jahr geboren wurde.

Dieser erste Ausflug in die weite Welt muß meiner Mutter nicht leicht geworden sein. Aus einem gesicherten, behüteten und fröhlichen Haus kam sie in eine einsame Fremde, und in einem halbverfallenen Bauernhaus, dessen eine Hälfte ihre Wohnung war, bei wenig mehr als sechzig Taler Jahresgehalt, die mein Vater empfang, in der düsteren Einsamkeit der litauischen Wälder und Moore mag ihr Hang zur Schwermut sich bereits damals vertieft haben, der dann ihr Leben immer mehr überschattete, bis sie es schließlich, dreißig Jahre später, nicht mehr zu tragen vermochte. Ich erinnere mich, daß sie mitunter von ihrem ersten Abend in jenem Bauernhaus mit schmerzlichem Lächeln, erzählte. Wie da über dem Sofa in der »guten Stube« die Wand sich plötzlich bewegt habe, eine dünne Wand aus Flechtwerk und Lehm, und so lange hin und her geschwankt habe, bis schließlich ein Loch in ihr erschienen sei und in dem Loch der Kopf einer Kuh. Denn nebenan sei der Kuhstall des Bauern gewesen. Meine Mutter mochte wohl gemeint haben, daß an jenem Abend nun das Paradies des Lebens für sie beginne, aber nicht, daß die Kühe nun so dicht an

diesem Paradiese stehen müßten. Wahrscheinlich war es für sie der Anfang einer bitteren Erfahrungsreihe, und sie hat bis zum Ende ihres Lebens nie ganz begreifen können, weshalb neben ihren bunten Träumen immer eine so harte und graue Wirklichkeit stehen mußte.

**Ernst Wiechert** (\* 18. Mai 1887 in Kleinort , Kreis Sensburg , Masuren ; † 24. August 1950 in Uerikon im Kanton Zürich , Schweiz ) war ein deutscher Lehrer und Schriftsteller.

Der in den Masuren geborene Sohn eines Försters, gehörte er in den Nachkriegszeit zu den meistgelesenen deutschen Autoren. Aber auch in Polen sind Wiecherts Werke bekannt.

In Polen ist Wiechert mit zahlreichen Übersetzungen seiner Werke präsent und gehört als völkerverbindender masurischer Autor später zum polnischen Kulturerbe. Außer in seinem Geburtshaus gibt es Wiechert-Museen im Rathaus von Mrągowo (Sensburg) sowie im Kaliningrad (Königsberg) im Stadtmuseum und im ehemaligen Hufengymnasium.

Zu den bekanntesten Werken von Ernst Wiechert gehören:

Die Majorin , Roman, 1934

Wälder und Menschen , Jugenderinnerungen, 1936

Die Jeromin-Kinder , Roman, 1945/7

Der Totenwald . *Ein Bericht* , Zürich 1946

Märchen , 1946/7

Jahre und Zeiten , Erinnerungen, 1949

Missa sine nomine , Roman, 1950

# Verus von Plotho

Ein Enkel entdeckt seine Großeltern – und Masuren

**Ulla Lachauer Agata Kern**

„In meiner Familie gab es keine Erinnerungskultur“, sagt Verus von Plotho. Ein Weltbürger, 1969 in Sao Paulo, Brasilien, geboren, aufgewachsen in München. Seine Mutter ist Gabriele Freifrau von Plotho, die dritte Tochter von Heinrich und Gottliebe von Lehndorff. Über den Großvater und seinen Widerstand gegen Hitler wurde Zuhause kaum gesprochen, auch nicht über das frühere Leben auf Schloss Steinort. Enkel Verus wuchs – unbelastet – im Schatten der dramatischen Vergangenheit auf.

## **Abenteuer Familiengeschichte. Ein Weltbürger lernt die Heimat seiner Vorfahren lieben**

Von der kleinen Anhöhe unweit des Ufers, die Verus von Plotho für das Interview gewählt hat, schaut man weit über den Mauersee. An diesem Augustmorgen schimmert er blaugrau, über die leicht gekräuselte Wasseroberfläche jagen die Schwalben.

Seit einigen Jahren verbringt er den Sommer am liebsten in Masuren. Dabei stand diese Weltgegend nicht unbedingt auf seiner Agenda. Als Junge hatte er kaum eine Vorstellung davon Sztynort deu.

## **Groß Steinort**

Das Dorf Sztynort liegt im Norden der Masurischen Seenplatte auf der Halbinselzwischen Jezioro Mamry (Mauersee), Jezioro Dargin (Dargeinensee) und Jezioro Dobskie (Dobensee).

Bis 1928 hieß das Dorf Groß Steinort, danach Steinort.

Steinort war für ihn nur ein Name. Die wenigen Geschichten aus dem Leben der Vorfahren, die er hörte, waren von Tragik umgeben. Die Einzige, die hin und wieder offen darüber sprach, war die „berühmte Tante Vera“, die ältere Schwester der Mutter. Vera Gräfin Lehndorff, damals weltweit bekannt unter dem Namen „Veruschka“. Bis heute sind sie und Verus von Plotho einander verbunden. „Sie hatte Größe. Und einen super Humor, war offen für Neues,“ erinnert sich Verus von Plotho.

Ihrer beider Verhältnis war liebevoll, und es war rein privat. Auch die Gefühle für seinen Großvater, den er nur vom Hörensagen kannte. Sich öffentlich als Enkel eines Widerstandskämpfers zu zeigen, wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, „damit konnte man sich als Heranwachsender nicht schmücken.“

In der Bundesrepublik galten die Männer des 20. Juli lange als Vaterlandsverräter. „Und die Generation der 68er hat sie als Reaktionäre gesehen, Feudalherren und Militärs, die erst im letzten Moment handelten.“ Alles Interesse, sagt Verus von Plotho, sei auf Stauffenberg fixiert gewesen, wie auch heute noch. „Auf ihn und ein paar andere. Der lebenslustige, eigentlich unpolitische Heinrich von Lehndorff passte nicht ins Schema.“ Weder er noch seine Witwe Gottliebe. Sie wolle nach 1945 keine der „Frauen des 20. Juli“ sein, wie Freya von Moltke oder Nina Schenk von Stauffenberg.

„Meine Großmutter hatte mit ihrer Trauer schon genug zu tun. Wollte eigene Wege gehen. Sie war eine unabhängige, künstlerisch interessierte Frau.“ Offenbar ließ sie das Vergangene bewusst hinter sich, Adelswelt, Lebensstil, Ostpreußen, jeglichen Heroismus.

„Ebenso waren die Töchter, meine Mutter und die drei Tanten, immer mehr in der Gegenwart als im Gedenken.“

### **Annäherung an die Familiengeschichte**

Es war der Kontakt zu Marion Dönhoff, der Verus von Plotho die Geschichte näherbrachte. Er las „Namen, die keiner mehr nennt“, „Kindheit in Ostpreußen“, konnte sich danach die Schönheit Masurens und das Leben auf den Adelsschlössern ein wenig vorstellen. Die Publizistin und sein Großvater Heinrich waren derselbe Jahrgang, Cousine und Cousin, einander sehr nahe, zuletzt im Widerstand gegen Hitler.

Den Studenten Verus beeindruckte vor allem Marion Dönhoffs klare politische Haltung: Ihr öffentlicher Verzicht auf die geliebte Heimat – in den 1960er Jahren – hatte den Weg zur Versöhnung mit Polen.

Bereits 1963 übrigens war sie wieder in Masuren gewesen, zum ersten Mal nach dem Krieg. Von Hamburg aus fuhr sie dorthin, in Begleitung ihres Neffen Hermann Hatzfeldt.

Unter anderem machte sie Station in Steinort, die elegante Dame im Porsche erregte Aufsehen, erzählt man noch heute in Sztynort. Mit ihrer Leica hielt sie das Schloss fest, es war damals noch ziemlich intakt, und die ungeheure Weite des Mauersees.

Eines Tages saß Verus von Plotho an eben diesem See. Vierzig Jahre musste er werden, als Musik-Manager hatten er schon einige Stationen hinter sich. In Brasilien geboren, in London und New York studiert und bei Plattenfirmen gearbeitet, später in Berlin als Geschäftsführer bei einem bekannten Musik-Streamingdienst.

Ein wichtiger Impuls war das Projekt „Doppelleben“ von Antje Vollmer. Bei ihren Recherchen auf den Spuren von Heinrich und Gottliebe von Lehndorff hatte sie auch ihn befragt. „Mir, wie auch den Anderen in der Familie, wurde klar, wie wenig wir eigentlich wussten.“ Das Buch, das 2010 erschien, war ein Geschenk. Ein Fundus, reich an Quellen. Familiengeschichte, Zeitumstände, scharfsinnig und empathisch erzählt.

Als am 22. Juni 2009 in Steinort der 100. Geburtstag seines Großvaters gefeiert und am Schloss ein Gedenkstein eingeweiht wurde, war er dabei. Fast die gesamte, in Europa verstreute Familie war gekommen. „Das war sehr emotional.“ Endlich hatte sie einen Ort zum Trauern. „Es gab ja kein Grab, seine Asche wurde auf den Rieselfeldern bei Berlin ausgekippt.“

Seitdem verbrachte Verus von Plotho immer öfter seine Sommer in Masuren. Bald war er der Natur verfallen, Wasser, Himmel, „das Übliche, das alle lieben.“ Ihm war wichtig, diesen Platz selbst zu erschließen, er wollte nicht nur aus der Vergangenheit heraus leben und für die Hiesigen „der Lehndorff-Enkel“ sein.

### **Sommer in Masuren**

Segeln ist das Allerschönste hier. Ferienfreuden weitab von Berlin, wo Verus von Plotho heute lebt. Hier, in der masurischen Landschaft, ist er seinem Großvater nahegekommen. „Er war ein Mensch der Natur, der Jagd, liebte das Reiten. Er hatte ein tolles Leben, denke ich.“

Manchmal betrachtet er die Hochzeitsfotos seiner Großeltern. Eines hängt als Kopie in der kleinen Ausstellung im Schloss. „Sie-



ben gute Jahre, von 1937 bis 1944, hatten die beiden.“ Selbst in dem Abschiedsbrief, den Heinrich von Lehndorff am Tag vor seiner Hinrichtung an Gottliebe schrieb, meint sein Enkel Verus, sei noch etwas von der Leichtigkeit dieses früheren Lebens zu spüren. „Fröhlich“ nennt der Todgeweihte sein „kurzes Leben“, und so möchte er in Erinnerung bleiben.

„Da ist so unheimlich viel drin, in diesem Brief. Tiefe Liebe zu seiner Familie. Freude und Hoffnung. Mut, dem eigenen Gewissen zu folgen und dafür alles aufzugeben.“

Diese Haltung bewundert Verus von Plotho, er ist heute stolz auf seinen Großvater. Ihn als „Helden“ zu bezeichnen, fände er überhöht, treffender wäre: „ein Mensch, der uns Vorbild sein kann“.

Als Vertreter der Familie engagiert er sich für den Erhalt und die Zukunft des Schlosses. Nüchtern und klar beschreibt er seine Vorstellungen: „Das Steinorter Schloss ist ein großer Bau mit vielen Zimmern.“ Seine Rettung und Nutzung sind eine riesige Herausforderung. „Und er befindet sich mitten in Polen. Es geht um die Geschichte und Bedürfnisse der Hiesigen.“

Um das Schicksal der Dorfbewohner und ihre Beziehung zum Schloss seit 1945, „ihre Biografien müssen erzählt werden.“ In einer künftigen Ausstellung sollte die Adelsfamilie von einst und der Widerstand gegen Hitler nur ein Aspekt von vielen sein.

Inzwischen kennt Verus von Plotho viele Sztynorter Geschichten, die erstaunlichste hat ihm Jurek Dacko berichtet. Sein Vater ist 1941 aus der Ukraine hierher verschleppt worden, hat als Zwangsarbeiter bei den Lehndorffs im Pferdestall gearbeitet und ist nach Kriegsende geblieben.

Wichtiger als die Vergangenheit ist die Frage, was hier und jetzt gebraucht wird und Sinn hat: Versorgung der Segeltouristen, Restaurant, Café, Hotel, Co-Working Büros für Digital Natives, vielleicht eine Waldakademie. Berufliche Bildung für die wirtschaftlich arme Region, Arbeitsplätze für die Dorfjugend – das vor allem Verus von Plotho hofft auf gute Zusammenarbeit mit der Firma King Cross, die 2018 den Hafen und das Gelände rings um das Schloss übernommen hat. In diesem August 2020 hat er sich die verwilderte barocke Parkanlage genauer angeschaut. Die früheren Sichtachsen sind inzwischen freigelegt, die alte Eichenallee, die Teehaus und Kapelle verbindet, ist wieder passierbar. Manche der Baumriesen aus dem 17. Jahrhundert sind tot, Teile des Geländes versumpft. „Was kann man bewahren? Viel zu tun, bevor man neugestalten kann. Und wie könnte heute so eine Gartenarchitektur aussehen?“ Und wieder ist sein Großvater gegenwärtig: Durch den Park ist Heinrich von Lehndorff am 20. Juli 1944 vor der Gestapo geflüchtet. Nach einem Sprung aus dem Fenster rannte er Richtung Wald. Wo er sich auskannte, „und sich sicher bewegen konnte, fast wie ein Tier.“

Erschienen am 20.04.2022

<https://www.copernico.eu/de/migrationsgeschichten-um-schloss-steinort-sztynort>

**Gert O. E. Sattler**

## **Zauberland Masuren**

Wer einmal in Masuren war,  
im Land der tausend Seen,  
der möchte sie in jedem Jahr ,  
aufs neue wiedersehen.

Wie schön ist der Kruttinna-Fluß:  
Ein Märchenbuch zum träumen,  
das man gelesen haben  
muß im Sommer unter Bäumen.

Wer einmal in Masuren war,  
der denkt an Kinderzeiten,  
an Kiefern, an der Störche Schar  
und Korn auf Ackerbreiten.

Wie schön ist es auf Gottes Welt:  
Man findet seine Spuren  
auf Wolkenbildern, sonnerhell  
im Zauberland Masuren.

**Stefan Pioskowik**

**Im August**

Im August

Worauf hat man Lust

Auf seine üblichen Sachen

Kein Problem sie lassen sich machen

Bei diesem Wetter

Freuen sich die Städter

Mit ihnen auch alle Urlauber

Dieser Monat mit seinem Zauber

Es ist nur eine Tarnung

Es kommt keine Entwarnung

Weder für die Menschen noch die Erde

Die apokalyptischen Reiter besteigen ihre Pferde (August 2022)

**Voneinander getrennt**

Voneinander getrennt

In Sehnsucht man brennt

Nichts tun uns diese Flammen

Wir gehören im Geiste zusammen

Nah obwohl fern

Wir haben uns gern

Das muss uns reichen

Mit Worten uns streicheln

Als wären es die Hände

Als hätte die Zeit kein Ende

Als gäbe es keine verdammten Umstände

Als...wie möchte ich diese Zeile bringen zu Ende (August 2022)

## MASURISCHE GOTTESDIENSTE

### DER „GROMADKIS“

Von Gunter Schiwy

Da in den Pfarrkirchen Turoscheln/Mittenheide und Klein Kurwien nur deutsch gepredigt wurde, griff man in Kreuzofen zur Selbsthilfe. Für die älteren Dorfbewohner evangelischer Konfession richtete man masurische Gottesdienste = Nabosenstwho ein. Die älteren Kirchgänger aus Kreuzofen, Kurwien und der näheren Umgebung versammelten sich zu meiner Zeit und davor im Hause von Wilhelm Kusmierz I (Jädäsch) und später im Hause von Johann Kusmierz V (Kanarek). Die gottesdienstlichen Versammlungen fanden an jedem Sonntagvormittag statt und waren gut besucht.

Die Wortverkündigung und Predigt in Kreuzofen hielten Johann Marzinik, Johann Kusmierz V (Kanarek), Johann Chuchollek und Johann Kopka. Als Gastprediger erschienen Fladda aus Schwentainen, Olschewski aus Ukta, Gollmer aus Kurwien und Lask aus Lyck. Mein Großvater Friedrich Sayk ist nach dem Weltkrieg ebenfalls zum Prediger = Kasietschel bei den Gromadkis berufen worden.

Die Missionsfeste fanden auf der Scheunentenne von Emil Chuchollek auf Wigonn statt. Sie wurden von vielen Gläubigen aus nah und fern besucht. Auch wir Kinder nahmen an ihnen gern teil.

Im Herbst, wenn die Sonne tiefer stand und die Ernte eingebracht war, feierte man in der Feldscheune das Missionsfest. Schon Tage

vorher ist die Scheune auf Hochglanz gebracht worden, indem die Frauen die Tenne fegten und scheuerten. Auf ihr bauten die Handwerker ein Podest als Altar auf. Durch das Aufstellen von Bänken und durch das Schmücken des Raumes mit Tannengrün, Blumen und Feldfrüchten ist die Scheune zu einem kirchlichen Versammlungsraum hergerichtet worden. Sie sah feierlich aus und glich einem Gotteshaus.

Am Sonntag füllte sich die Missions-scheune mit den Gläubigen, die aus den umliegenden Dörfern zu Fuß, mit dem Fahrrad oder mit der Pferdedroschke kamen. Der gesangverein und der Posauenchor sang und blies abwechselnd bekannte Kirchenlieder. jeder von den Kreuzofener Bewohner nahm an diesem feierlichen Dorfereignis teil.

Der Prediger kam mit der Kutsche vorgefahren. Er begrüßte die Brüder (Braty) und Schwestern (Schostry). Seine Sprache war laut und deutlich, so daß ihn jeder gut verstehen konnte. Oft standen die Teilnehmer draußen vor der Scheune auf dem Rasen, weil sie im „hergerichteten Betsaal“ keinen Platz fanden. Jede Missionsversammlung begann mit dem Lied „Großer Gott, wir loben Dich“. Die Blasmusik und der Gesang klangen durch das Dorf, durch den Kiefernwald und die angrenzenden Felder bis über den Niedersee. Und die Kreuzofener sangen gut und laut. Sie waren im Gesang geübt.

Während der langen Predigt hörte die Gemeinde aufmerksam und andächtig zu. Sie betete im Knien und sang zwischendurch immer wieder ein Kirchenlied. Bei der anschließenden Kollekte waren

die Kreuzofener nicht kleinlich. Zum Abschluß des Missionsfestes spielte der Bläserchor und feierlich und voller Inbrunst erklang der Choral „Nun danket alle Gott!“

Nach dem Missionsgottesdienst blieben die „Kirchgänger“ noch länger zusammen und besprachen dieses oder jenes. Es wurden Familiennachrichten und Neuigkeiten ausgetauscht. Viele der Missionsbesucher waren verwandt und hatten sich lange nicht mehr gesehen .

Der Prediger ist abwechselnd von einem der Landwirte zum Mittagessen eingeladen worden. Er wurde gut bewirtet. Außerdem bekam er für seine Frau ein Mitbringsel. Es war eine Gans, Pute, Ente oder ein gutes Stück vom Schwein.

Bei meinem Urlaub 1990 in Kreuzofen entdeckte ich unsere Missionsscheune von Emil Chuchollek 11. Sie steht auf dem ehemaligen Hausgrundstück des Dorfschmiedes Adolf Konopka, unserem gegenüberliegenden Nachbarn. Die Scheune ist nach 1945 abgerissen und bei Adolf Konopka als Hofscheune erneut aufgebaut worden. Sie gehört nun zum Hausgrundstück Gustav Kostrzewa.

Die masurischen Gottesdienstbesucher nannten sich „Gromadkis“ = Versammler. Sie gehörten dem masurischen Gebetsverein an der die Kirchenzeitung „Der Friedensbote“ vertrieb. Ihre Lebensregeln waren sehr streng hinsichtlich der Kleidung, des Rauchens, des Alkohols, des Schmuckes und des Tanzens. Die Frauen trugen lange und weite schwarze Röcke, die bis zur Erde reichten und eine dunkle Strickweste, über die sie ein großes schwarzes Tuch

legten. Um ihren Kopf banden sie ein schwarzes Chenilletuch mit Fransen.

Zur evangelischen Kirche waren die Gromadkis positiv eingestellt. Alle Kreuzofener waren evangelisch. Etwa 30% der Bewohner gehörten der Gromadkis an und besuchten die masurischen Versammlungen regelmäßig.

Die Gebetsversammlungen der Gromadkis in masurischer Sprache waren beliebt. Sie dauerten von 8.00 bis 12.00 Uhr. Es wurde viel kniend gebetet. Kreuzofen galt als ein Zentrum dieser masurischen Christengemeinschaft, weil das Dorf einen Posaunenchor und einen Gesangverein besaß, die bei besonderen Anlässen die Gebetsstunden verschönten und feierlich gestalteten. Die Gromadkis hatten eigens für ihre Gottesdienste masurische Bibeln und Gesangbücher. Sie wurden den Toten mit ins Grab, gegeben.

Die Kreuzofener Gromadkis haben ihre masurischen Gottesdienste, obgleich sie leicht sektiererischen Einflüssen unterlagen und während der NS-Zeit verboten waren, bis Januar 1945 sonntäglich gehalten. Niemand wagte ihre starken religiösen Bedürfnisse und Kreise einzuengen, Die Gromadkis waren eine verschworene Gemeinschaft! Ihr Gemeindeleben blieb bis zum Kriegsende ungestört, so daß sie ihrem Glauben in der Gemeinschaft nachgehen konnten.

Abschließend möchte ich noch bemerken, daß das Masurische, das in unserem Dorf von den älteren Leuten bis 1945 gesprochen wurde, seinen Ursprung in der Sprache hat, die im 15. bis 18. Jahrhundert von den eingewanderten Masowiern gesprochen wurde. Sie



haben ihre Muttersprache mit allen Fehlern und Mängeln an ihre Kinder und Kindeskinde als Haussprache weitergegeben, wobei hier und da das Altprußische und Deutsche eine Aufnahme in ihre Sprache fand. Die masurische Sprache weicht von der polnischen nicht nur durch andere Worte, sondern auch durch die unterschiedliche Aussprache ab. Sie ist eine altpolnische Sprache.

Aus dieser verschiedenen Ausübung der Gottesdienste in deutscher Sprache durch die Pfarrer in Turoscheln und Klein Kurwien in den Kirchen und in masurischer Sprache durch die Laienprediger in den Wohnhäusern in Kreuzofen geht einwandfrei hervor, daß neben der eigentlichen Staatsreligion noch eine Art von Volksreligion durch die Gromadkis bestand, die aus älteren Zeiten mit Zähigkeit bei den Gläubigen haften geblieben war und entschieden verteidigt wurde.

In Masuren waren eben die Anschauungen und Gebräuche des religiösen Empfindens und Glaubens andere. Dadurch aber blieben die konservativen Riten, die durch staatliche Gesetze ungültig geworden sind, erhalten. Zwar hat die Obrigkeit gegen solche Meinungen und Gebräuche aus heidnischer Zeit in allen Staatsformen angekämpft und sie als Aberglauben bezeichnet. Doch das ausübende Volk hat sie als allgemeinen Glauben und als frommen Kult angesehen. Deshalb konnten sich Reste alter heidnischer Bräuche, vielfach von Außenstehenden unverstanden und belächelt, bis 1945 in unseren masurischen Dörfern halten.

*In den letzten zwei Jahren waren unsere Seminare dem weit gefassten nicht-materiellen kulturellen Erbe unserer Region gewidmet.*

*Abschluss dieses Zyklus' werden in diesem Jahr Studienfahrten zu bekannten und weniger bekannten Orten sein.*

## **32. Begegnungstreffen der Masurischen Gesellschaft**

Seminar:

**„Vergangenheit und Gegenwart. Materielles kulturelles Erbe von Ermland und Masuren“**

1. Termin: 16. – 18. September 2022 (Freitag, Samstag, Sonntag)
2. Zahl der Teilnehmer: 30
3. Ort: Kruttinnen Hotel „Habenda“

### **Programm**

#### **Freitag, 16. September 2022**

13:00 – 14:00 – Ankunft und Einquartierung

15:00 – Mittagessen

16:00 – 18:00

#### **Referate halten:**

**1. Bischof Pawel Hause: Protestanten in Rastenburg**

**2 Anita Romulewicz: Dämonen aus Wind und Wasser.  
Über die Herkunft der Figuren in den Märchen  
von Ermland und Masuren.**

**3. Engelbert Miś: Das kulinarische Erbe  
im schlesischen Grenzland**

18:00 - Abendessen

## **Samstag, 17. September 2022**

8:00 – 9:30 Frühstück

10:00 – Studienfahrt: Röbel, Heiligelinde, Rastenburg, Sensburg

16:00 – Rückkehr nach Kruttinnen

18:00 – Abendessen

19:30 – Konzert einer Volksmusikgruppe

## **Sonntag, 18. September 2022**

8:00 – 9:30 Frühstück

10:00 – Studienfahrt: Weissuhnen, Bootsfahrt auf dem Niedersee

14:00 – Mittagessen im Hotel „Habenda“

15:00 – Ende des Begegnungstreffens

**Das 32. Begegnungsfest der Masurischen Gesellschaft wird mitfinanziert vom Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in Danzig, vom Vorstand der Woiwodschaft Ermland und Masuren und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens. Mediale Schirmherrschaft: Radio Olsztyn (deutsche Sendung) sowie die „Masurische Storchenpost“**

## Spezielle Gerichte in masurischen Küchen

Von Gunter Schiwy

Bei uns in Masuren, wo schwer in der Land- und Forstwirtschaft sowie Fischerei gearbeitet wurde, ist gern, viel und gut gegessen worden. Vater sollte zu seinem Mittagessen schon ein Stück Fleisch auf seinem Teller haben. Er pflegte immer zu sagen. „Kartoffeln gehören in den Keller“ oder „Fleisch ist das beste Gemüse“! Und er hatte nicht unrecht! Wer schwer in der frischen Luft arbeitet, der muß auch was „Reelles“ serviert bekommen.

Masuren stand im Kartoffel-, Fleisch- und Sauerkrautverzehr ohnehin an erster Stelle. Mein Vater zog das fette Schweinefleisch dem mageren Rindfleisch vor. Außerdem gehörte zu seinem Leibgericht der Fisch. Deshalb kam bei uns zu Hause viel Fisch auf den Tisch, ganz gleich in welcher Zubereitungsart auch immer.

Die Kartoffel als Mittagessen ist des Masuren liebste Mahlzeit. Einmal - nach Möglichkeit auch zweimal - am Tage konnte sie auf den Tisch kommen. Der Masure isst gern deftig und fett. Die Kartoffel wurde zum Mittagessen gereicht und abends gab es erneut die allbeliebten Bratkartoffeln mit Zwiebeln und durchwachsenem Speck gebraten. Dieser gebratene Speck wurde bei uns „Spirgel“ genannt. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß der Kartoffelverbrauch in Masuren hoch war. Bei den vielen Kindern in den Großfamilien war die Kartoffel ein beliebtes Lebensmittel und vor allem die billigste Volksnahrung. Die Mütter wußten sie in den verschiedensten Zubereitungsarten auf den Tisch zu bringen.

Die masurischen Gerichte, die die Hausfrauen bereiteten, bestanden nicht nur aus dem sogenannten „Arme-Leute-Essen“, sondern es wurde was „Reelles“ gekocht und geschmort.

Als „reell“ wurde bei uns in Masuren jenes Essen bezeichnet, das mit Fleisch, Speck, guter Butter und Schmand/Sahne angerichtet war. Dazu zählten regionale Spezialitäten. Natürlich war so eine gute Kost nicht jeden Tag auf dem Speisezettel der Hausfrauen. Doch in den bäuerlichen Häusern ist gut gekocht worden, weil die Arbeit auf dem Feld und im Wald bestimmte Kräfte erforderte. Natürlich ist in einigen Familien, die fünf und mehr Kinder hatten, genügsam gelebt worden. Doch am Sonntag kam auch hier ein Stück Fleisch oder Fisch auf den Tisch. Geflügel hatte man genug! Bei uns im Hause gab es oft am Freitag und Sonntag Fisch oder Geflügel zum Mittagessen. Mutter wußte auch einen guten Schmorbraten herzurichten, der das ganze Haus mit seinem angenehmen Duft erfüllte und unseren Appetit steigerte.

Gern denke ich an die wohlschmeckenden masurischen Fischgerichte der verschiedensten Art. Hierzu zählte vor allem der Hecht, Aal und Zander. Doch auch ein gebratener Barsch oder eine Quappe ist nicht zu verachten. Mutter servierte den Fisch gesotten, gebraten, geräuchert und in Essig eingelegt.

Denken wir nur an die bekannte Nikolaiker Maräne, die geräuchert gegessen wegen ihres Geschmacks Weltruf erlangte. Doch auch in zerlassener Butter gebraten und mit Rührei vermennt schmeckt sowohl die Maräne als auch der masurische Seeaal einmalig. Oder wer kennt den schmackhaften Füllhecht nicht, den meine Mutter so vorzüglich zubereiten wußte?

Im Winter gab es die säuerlich-süße Stint- und Kaulbarschsuppe mit Sauerkraut angereichert. Noch heute verspüre ich den Wohlgeschmack in der Kehle und den Wohlgeruch in meiner Nase.

Nun aber zurück zu den Kartoffelgerichten, weil bei uns im Kartoffelkeller unter dem Wohnzimmer 120 Zentner der rötlichen

„Wallwunderkartoffeln“ lagerten. Im Winter, wenn der Schnee recht hoch gefallen war und der Frost die 30-Grad-Marke erreicht hatte, hob ich den Dielendeckel an und holte in einem Weidenkorb gleichmäßig große Kartoffeln in die Küche. Dann wurden sie geschält und gerieben. In die Reibmasse ist Weizenmehl, Salz und mehrere Eier gegeben worden. Alles wurde miteinander verrührt. Mutter backte aus diesem Kartoffelbrei die masurischen Kartoffelflinsen in Butter, die wir Kinder so gerne mit Blaubeeroder Apfelmus und Zucker aßen.

Im Winter, wenn der Kachelofen warm war, haben wir in den geriebenen und fertigen Kartoffelteig noch zwei große Zwiebeln fein geschnitten und flach in mit Butter bestrichene Backbleche verteilt, durchwachsenen Schweinenbauch in Scheiben dazugegeben, die Bleche in den vorgeheizten Ofen geschoben und die Masse 60 Minuten backen lassen. Wir nannten diese Flinsenart „Kakorry“. Sie wurden in 4-eckige Stücke geschnitten und heiß mit Malzkaffee oder Milch gegessen. Die Kakorry waren knusprig und schmeckten ausgezeichnet.

Im Sommer und Herbst haben wir den Reichtum der Wälder genutzt, indem wir Pilze und Beeren gesammelt haben, die es kostenlos gab. So manches mal kamen wir mit Körben voller Pfifferlinge und Steinpilze nach Hause, die, Mutter in der Bratpfanne in Butter oder durchwachsenem Speck mit Zwiebeln und Eiern zubereitete. Dazu gab es Salz- oder Stampf-/ Stuckkartoffeln und fertig war die Mittagsmahlzeit.

Und nun komme ich zu meinem Leibgericht „Kwäschno“, das aus einem Eintopf besteht. Es ist ein einfaches, nahrhaftes und wohl-schmeckendes Essen, das meine Mutter ausgezeichnet zu kochen

verstand. Diese masurische Kartoffelsuppe mit Sauerkraut kommt insbesondere in der Winterzeit auf den Tisch. Wir Kinder konnten uns daran nicht sattessen, vor allem dann, wenn es dazu noch eine geräucherte Kohlwurst gab. Kwäschno ist ein ausgezeichnetes masurisches Standardgericht und leicht zuzubereiten.

Doch Mutter wußte auch einen „Masurischen Wildpfeffer“ schmackhaft auf den Sonntagstisch zu zaubern, der aus einem Hauskaninchen bestand. Mutter gab das Kaninchenfleisch mit einigen Zutaten - unter anderem getrocknete Steinpilze - in die Bratenschüssel, wo das Fleisch ca. 60 bis 80 Minuten im angewärmten Kachelofen bei milder Hitze schmorte. Das Kaninchenfleisch ist von den Knochen gelöst und in mundgerechte Stücke geschnitten worden. das Fleisch und die Soße mit Salzkartoffeln und Preiselbeerkompot ergaben ein wohlschmeckendes Sonntagseesen.

Weitere masurische Gerichte, die ich kenne, sind Königsberger Klops, Königsberger Fleck, Graue Erbsen mit Speck, Schwarzsauer (Gänseklein), Sauerampfer suppe, Masurisches Himmelreich (Maräne gebraten in Rührei), Aal in den verschiedensten Zubereitungsarten, Kaulbarschsuppe, Krebsuppe, Masurischer Bortsch (Rindfleisch und Suppengemüse), Bigosch (Sauerkraut und frischer Kohl), Stintflinsen, Grütwurst, Schmandschinken und andere Speisen mehr.

In Masuren trank man zu den Hausgerichten, damit sie dem Magen und dem Zusichnehmenden besser bekamen, gerne einen oder auch mehrere Weiße mit Punkt (Doppelkorn mit Kirschsaff), Kosakenkaffee, Bärenfang (Honigschnaps), Danziger Goldwasser oder Pilkaller (Doppelkorn mit einer Scheibe Landleberwurst und Mostrich Senf).

## Pilz-Exkursion

Von Siegfried Burghardt

Wie vereinbart, trafen sich Lotte, Gerd, Siggi und Rolf pünktlich auf dem Bauernhof von Lottes Eltern. „Habt ihr zu Hause keinen Korb?“, wandte sich Lotte fragend an Gerd. Er war nur mit einem kleinen Buch über Pilze erschienen.

„In unserer Familie mag man keine Pilze“, antwortete Gerd, „ich will aber mit Hilfe der Bilder einige Arten kennenlernen.“ Alle anderen hatten einen Korb, Siggi sogar zwei.

Das ermunterte Lotte, ihn zu fragen: „Hast du etwa für Gerd einen Korb mitgebracht?“

„Nee, nee“, gab Siggi zu verstehen, „wir denken schon an den Winter. Meine Mutter kocht auch Pilze in Weckgläser ein.“ Lotte hatte diese Aussage nur oberflächlich zur Kenntnis genommen. Ihre Aufmerksamkeit galt dem Knecht Erich, der gerade aus dem Pferdestall kam. Er näherte sich mit dem Dackel Schnuffi den Kindern.

„Hallo, Erich!“, riefen sie fast gleichzeitig ihrem befreundeten Landmann zu.

„Wo wollt ihr denn mit den Körben hin?“, fragte er neugierig. Lotte trietzte ihn gern, wenn er Fragen zu ihrem Verbleib stellte. Er sollte nicht immer wissen, wo sie sich aufhielt und was sie tat.

So antwortete sie schnippisch: „Wir wollen die Großmutter in ihrer Hütte im dunklen Wald besuchen. Damit sie nicht verhungert und verdurstet, werden wir die Körbe noch mit Wein, Kuchen, Obst und Gemüse füllen. Die, drei Jungs sollen mich vor dem bösen Wolf beschützen.“ Da Lotte eine rote Wollmütze trug, aus der die blonden Zöpfe herausragten, war der Vergleich mit Rotkäppchen



naheliegend.

Erich schmunzelte und setzte noch einen drauf-. „Ich werde mich im Wald verstecken und den bösen Wolf spielen.“ Der Junggeselle machte mit den Kindern gern seine Späßchen. Erwachsenen gegenüber war er wenig gesprächig.

Bei angenehmer Temperatur machten sie sich auf den Weg zum Wald. Die beginnenden Laubverfärbungen waren die ersten Boten des goldenen Herbstes. Als die Kinder den Kiefernwald betraten, wurden sie mit durchdringendem Krächzen begrüßt. Der Schreihals konnte sie nicht mehr erschrecken, da ihnen dieser Empfang vertraut war. „Schaut mal hoch! Der Eichelhäher turmt da in der Kiefernkrone herum“, bemerkte Gerd. Kurze Zeit war dieser etwa taubengroße Hans Dampf des Waldes noch sichtbar. Beim Davonfliegen waren die auffallend schwarz-weiß-blau quergebänderten Flügeldecken gut zu erkennen.

Gerd, der einige Speisepilze gut kannte, versammelte die drei anderen um sich. Dabei blätterte er in seinem Büchlein und machte Vorschläge zum Sammeln: „Am besten beschränken wir uns auf vier Arten, die leicht zu erkennen sind. Pfifferlinge kennt ihr bestimmt, denn die sind ja fast jedem bekannt. Dann könnten wir noch drei verschiedene Röhrlinge sammeln, die im Kiefernwald häufig vorkommen“.

Gerd machte sich allein auf die Suche und hatte auch bald die gewünschten Speisepilzarten gefunden. Zum Vergleich legte er sie nebeneinander auf einen Baumstumpf und erläuterte die Merkmale: „Da sie alle braune Hüte und gelbliche Röhren haben, kann man den Steinpilz, den Maronenröhrling und den Butterpilz allein an diesen Merkmalen nicht sicher erkennen.“ Dann nahm er die Arten nacheinander in die Hand und zerbrach die Hüte. Das Pilzfleisch

im Inneren wurde sichtbar. Beim Steinpilz und Maronenröhrling war es weißlich, beim Butterpilz gelblich.

„Der ist ja im Inneren buttergelb. Jetzt weiß ich, warum er Butterpilz heißt“, schilderte Lotte ihre Beobachtung. Als sie ihn in die Hand nahm, reagierte sie sofort lautstark: „liii, der ist ja klebrig, und am Stiel hängt eine weiße Haut.“

Gerd erläuterte: „Das stimmt, der Stiel ist beringt. Die klebrige Haut vom Hut kann man beim Sammeln abziehen. Maronenpilz und Steinpilz haben keinen Ring.“ -

Rolf hatte den Maronenröhrling genauer im Visier und meldete sich dann mit unruhiger Stimme: „Gerd, ich glaube, du hast einen Giftpilz angeschleppt, er wird ja ganz blau.“

„Beruhige dich!“, antwortete Gerd, „die Blaufärbung an der Luft hat nichts mit Giftigkeit zu tun.“ Sie vertrauten Gerd und machten sich alle einzeln auf die Suche.

Gerd rief noch hinterher: „In Rufnähe bleiben und bei einem ergiebigen Fund lauthals krakeelen!“

Wenig später vernahmen die Jungen den klangvollen Ruf einer Mädchenstimme. Lotte hatte offenbar Finderglück. Beim Eintreffen der Jungen saß sie auf einem weichen Moospolster umgeben von Lichtkringeln auf dem Waldboden. Durch die lichten Baumkronen konnten viele Sonnenstrahlen die Bodenpflanzen erreichen. Da Lotte nichts berührt hatte, konnten sich alle an dem erfreuen, was die Natur ins Moos gezaubert hatte. Freude und Erstaunen über eine reichhaltige Ansammlung von Pfifferlingen war in allen Gesichtern erkennbar. Gerd bremste den Sammeleifer. „Wir sollten sie vor dem Einsammeln zuerst genauer anschauen“, schlug er vor. Es gab unterschiedliche Reaktionen bei diesem prachtvollen Anblick. Sigggi fasste als erster sein Empfinden in Worte: „Wunder-

schön und viel zu schade, sie zu entfernen.“

„Ich sehe die Pfifferlinge schon in der Pfanne brutzeln und freue mich riesig auf das Essen“, bemerkte Lotte, während sie die Zunge über die Lippen gleiten ließ.

Gerd stolzierte suchend umher, nahm schließlich zwei Pfifferlinge in die Hand und zeigte sie den anderen. „Fällt euch was auf?“, war seine Frage. Sigggi schaute genauer hin und entdeckte Unterschiede: „Einer ist nicht rein gelb, sondern mehr gelborange und hat breitere Lamellen.“

Gerd stimmte zu: „Du hast recht, das ist der Falsche Pfifferling. Der Echte Pfifferling hat keine Lamellen, sondern Leisten.“

„Ist der giftig?“, wollte Rolf wissen.

Gerd schaute in sein Buch und las vor: „Nicht schmackhaft, aber nicht giftig, kann bei manchen Personen Verdauungsstörungen hervorrufen. Er wurde früher als giftiger Doppelgänger des Echten Pfifferlings betrachtet.“ „Das ist ja doof, dass viele Pilze einen gefährlichen Doppelgänger haben. Man sollte alle Giftpilze ausrotten“, bemerkte Rolf etwas ungehalten. Demonstrativ entfernte er sich einige Meter, wo große Pilze mit roten Hüten standen und trampelte auf ihnen herum.

„Was soll dieser Blödsinn!“, schrie Lotte wütend, „du kannst doch nicht brutal Lebewesen zerstören, die für den Menschen nicht nützlich sind.“

„Um so einen giftigen Fliegenpilz ist es wirklich nicht schade“, brüstete sich Rolf.

„Kannst du dich denn gar nicht an der Schönheit der Pilze erfreuen?“, schaltete sich Sigggi kopfschüttelnd ein. „Und außerdem solltest du mal genauer hingucken. Das sind gar keine Fliegenpilze, denn auf den roten Hüten sitzen keine weißen Flocken.“ Nun

wurde auch Gerd neugierig und blätterte sofort in seinem Pilzbuch. Nach genauem Merkmalsvergleich war man sich einig, es waren essbare Apfeltäublinge. Sigggi war von diesen schönen, rotbäckigen Speisepilzen so begeistert, dass er seinen zweiten Korb mit ihnen füllte. Er wollte damit seine Mutter überraschen und ihr eine Freude bereiten. Auch die Pfifferlinge wurden endlich geerntet und gleichmäßig auf die Körbe verteilt. Zusätzlich fanden die Kinder noch zahlreiche Röhrlinge, so dass sie mit der Ausbeute zufrieden waren.

Die Freude über die vollen Pilzkörbe war bei allen Eltern groß, außer bei Siggis Mutter. Er wollte mit den schönen appetitlichen Apfeltäublingen seinen Sammelerfolg krönen und zeigte seiner Mutter stolz die rotbäckigen Pilze. „Erbarmen, Kind! Willst du uns vergiften?“, war ihre heftige Reaktion. Fassungslos antwortete Sigggi kleinlaut: „Aber es sind doch keine Fliegenpilze, sondern essbare Täublinge, wir haben im Buch nachgeguckt.“ Sie war nicht zu erweichen. Für sie galten alle roten Pilze, die dem Fliegenpilz ähnelten, als giftig. Persönlich verbuddelte sie die farbenfrohen Prachtexemplare mit dem Spaten im Misthaufen. Nach der schmackhaften Pilzmahlzeit vom Rest der Ernte war Sigggi wieder versöhnt.

## **Khall Gibran**

### **Sieben Tadel**

Ich tadelte meine Seele siebenmal:  
Das erste Mal, als ich versuchte,  
mich auf Kosten der Schwachen zu erhöhen.  
Das zweite Mal, als ich vor Verkrüppelten  
zu hinken vorgab.  
Das dritte Mal, als ich, vor die Wahl gestellt,  
das Leichte dem Schweren vorzog.  
Das vierte Mal, als ich einen Fehler beging  
und mich mit den Fehlern der anderen tröstete.  
Das fünfte Mal, als ich, aus Furcht gefügig geworden,  
behauptete, groß in der Geduld zu sein.  
Das sechste Mal, als ich meine Kleider hob,  
um dem Schmutz des Lebens zu entgehen.  
Das siebente Mal, als ich Gott mit Hymnen pries  
und meinen Gesang für Tugend hielt.

Aus: „Lieder, die der Wind schrieb“

## Wie Masuren zu seinem Namen kam

Von Waltraut Fabisch-Rynek

Als Gott die Erde schuf, gab er ihr am siebenten Tag, einen letzten Anstrich. Nun, da alles fertig schien, bemerkte er auf seiner großen Farbpalette noch reichlich Farbe, die er nicht vergeuden wollte.

Langsam drehte er die Erdkugel. Da fiel sein Blick nach Osten auf ein kleines Ländchen.

Dort hatte er mit der Farbe gespart, deshalb begann er noch blaue Punkte und Pünktchen zu setzen. Damit es aber nicht so langweilig aussah, gab er auch noch grüne, braune und gelbe Farben dazu.

Um alles gut betrachten zu können, holte er die Sonne hervor. Nun begannen die Punkte und Pünktchen zu glänzen, denn die Farbe war noch naß. Das gefiel dem lieben Gott und er sagte: „Das soll so bleiben, das sollen tausend Seen werden und damit sie nicht austrocknen, soll das Grün zu Wäldern werden, die den Regen fangen und ihn in die Seen leiten.“

In die Seen gab er Fische. Auf die Seen setzte er Schwäne, Wildgänse, Enten und kleines Getier wie bunte Schmetterlinge und Libellen.

Die Ufer verschönte er mit saftigen Wiesen auf denen er Störche auf einem Bein stehen ließ, und damit sie etwas zu essen bekamen, erfand er auch die Frösche. Damit die Frösche nicht verhungerten, machte er noch rasch die Mücken. Doch weil die Mücken nicht schön genug sangen, fertigte er die Hummeln und die Bienen und für sie die vielen tausend bunten Blumen, aus denen

diese Insekten sich den Honig holten und den Blütenstaub weitertrugen, damit immer mehr Blumen entstehen konnten.

In die grünen Wälder gab er Elche, Bären, Hirsche, Rehe, Wölfe, Wildschweine, Füchse, Dachse, Hasen, Eichhörnchen, Mäuse, Schlangen, Ameisen und Käfer. Bunte Vögel bauten auf den Bäumen ihre Nester.

Aus der braunen Farbe war fruchtbarer Ackerboden geworden, auf dem riesige gelbe Kornfelder im Wind wogten. Damit nun das Korn geerntet werden konnte, schuf Gott starke Bauern und Bäuerinnen. Er gab ihnen Pferde und Rinder, Schafe und Ziegen, Hunde und Katzen, Puten und Gänse, Hühner und Enten.

Nun setzte er in die Wälder zur Pflege des Wildes noch die Jäger und zur Pflege des Waldes die Waldarbeiter. An die Seen siedelte er Fischer, damit die Fische die Seen nicht überfüllten.

Die Sonne war untergegangen, und Gott schlief ein wenig. Als er erwachte, holte er die Sonne wieder hervor - deshalb geht auch heute noch die Sonne stets im Osten auf - Noch einmal betrachtete Gott sein Werk und freute sich über die prächtigen Seen, Wälder, Wiesen und Felder.

Da erblickte ihn ein einfältiger Bauer. Er erschrak sehr über den großen allmächtigen Gott und fiel auf die Knie.

Gott lächelte ihm zu und sagte: „Hier, Bauer, schenke ich dir diese schöne Natur. Vergiß nie, sie so zu erhalten, wie ich sie dir überbe. Die Natur muß Natur bleiben, und du bist ein Teil darin!“

Der ängstliche Bauer verstand Gottes Worte nicht ganz, und als er später seiner Frau von der Begegnung mit Gott erzählte, sagte er: „Gott hat zu mir gesagt, er schenkt mir Masur und Masur muß Masur bleiben, und ich bin ein Teil davon. Wir müssen dieses Land so erhalten, wie Gott es uns übergeben hat.“

Gott schmunzelte über den Bauern, der zwar das Wort „Natur“ nicht richtig verstanden hatte, wohl aber den Auftrag, und war es zufrieden.

Seit dieser Zeit gibt es den Masur, und das Ländchen heißt bis auf den heutigen Tag „Masuren“. Jeder, der dort lebt, sei er Russe, Pole, Deutscher, wird, wenn er lange genug dort lebt, unweigerlich ein Masure - so wie es Gottes Wille ist.

(„Das Ostpreußenblatt“. 8. November 1997)



## Inhalt

- 3 Karol Malłek: „Über unser Kruttinnen“
- 7 Ernst Wiechert: Ursprung und Lebensraum.
- 13 Ulla Lachauer Agata Kern: Verus von Plotho. Ein Enkel entdeckt seine Großeltern – und Masuren.
- 19 Gert O. E. Sattler - Zauberland Masuren
- 20 Stefan Pioskowik. Im August, Voneinander getrennt
- 21 Gunter Schiwy.: Masurische Gottesdienste - Der Gromadkis“
- 26 32. Begegnungstreffen der Masurischen Gesellschaft Seminar: „Vergangenheit und Gegenwart. Materielles kulturelles Erbe von Ermland und Masuren“
- 28 Gunter Schiwy: Spezielle Gerichte in masurischen Küchen
- 32 Siegfried Burghardt: Pilz-Exkursion.
- 37 Khall Gibran Sieben Tadel
- 38 Waltraut Fabisch-Rynek: Wie Masuren zu seinem Namen kam

**Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden.**

# IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.  
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie  
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.  
Tel.: +48 606 68 02 18 Email: barbara.willan@gmail.com  
www.stowarzyszeniemazurskie.pl

**Herausgeber:** Masurische Gesellschaft e.V.,  
**Redaktion:** Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,  
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.  
Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:  
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie  
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996  
Für das Ausland:  
IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996  
BIC: PKO P PL PW

**Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.**

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych  
MIRDruk, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



**Rössel/Reszel hat alles, was man von einer ermländischen Kleinstadt erwartet: eine Mitte des 14. Jahrhunderts an Stelle einer pruzzischen Wehranlage vom Deutschen Orden erbaute Burg, Teile der mittelalterlichen Stadtmauer, alte Speicher und einen schnuckeligen Markt mit adretten Bürgerhäuser.**



Der Traum jedes Pilzsammlers